

Justus Fetscher (Berlin)

Versteh nicht, wer will.

Zu Eckhard Schumachers scharfsinnigem Buch *Die Ironie der Unverständlichkeit*

Das Eingangsschreiben von Schleiermachers *Vertrauten Briefen über Friedrich Schlegels ‚Lucinde‘* mündet in ein paradoxes Gebot. Der Adressat, heißt es da, müsse den nachfolgenden Episteln „folgende Zueignung an die Unverständigen“ voranstellen. Den also Apostrophierten bescheinigt diese Zueignung, sie seien „der hohe und nicht genug zu rühmende Senat der Erhalter“.¹ Nämlich der Verstockten, der Mißachtenden und Mißbilligenden, die das bestehende Veraltete mumifizieren und konservieren durch ihren „standhaften Widerwillen gegen Alles, was lebt und athmet“. Diejenigen hingegen, in deren Name der Autor spricht, wollen eine neue Zeit „herbeiführen, thut Ihr indessen dagegen, was Euch recht dünkt, und erlaubt, daß wir uns nichts darum kümmern.“

Ironischer läßt sich eine Widmung nicht ableisten. Von der ehrenvollen Eröffnungsposition sinkt sie zur nachgeschobenen herab. Eine negative Eloge exponiert die zu Schutzpatronen des Werks aufgerufenen Unverständigen, deren Rühmung zur *captatio malevolentiae* gerät. Ihr letzter Satz spricht mit barscher Klarheit aus, daß sich die konventionelle Funktion einer solchen Anrede hier verkehrt hat. Aus der angekündigten Zueignung wird Abwendung: Wir kümmern uns nicht.

Friedrich Schlegel selbst hat, im letzten Heft des *Athenäum*, aus solcher Absage an die Unverständigen seinen berühmten Aufsatz *Über die Unverständlichkeit* gemacht, und unverkennbar ist er der Mustertext von Eckhard Schumachers scharfsinnigem Buch *Die Unverständlichkeit der Ironie*.² Indem Schlegel Unverständlichkeit

¹ Friedrich Schleiermacher: *Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde*, in ders.: *Kritische Gesamtausgabe*, hgg. Hans-Joachim Birkner u. a. Abt. I: *Schriften und Entwürfe*, Bd. 3: *Schriften aus der Berliner Zeit 1800-1802*, hg. Günter Menckenstock, Berlin u. New York: de Gruyter, 1988, S. 139-216, Zit. S. 146. Dort (S. 146f.) auch die beiden folgenden Zitate.

² Eckhard Schumacher; *Die Ironie der Unverständlichkeit. Johann Georg Hamann, Friedrich Schlegel, Jacques Derrida, Paul de Man*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2000 (= es, 2172). 337 S. Nachweise im Folgenden eingeklammert im Text.

nicht nur konstatiere, sondern auch konstruiere (s. S. 9; vgl. S. 42 u. 80), tritt, Schumacher zufolge, seine Auffassung von wie sein Umgang mit diesem Phänomen hervor. Er nennt dieses Verfahren: der nachzeichnenden, überzeichnenden, distinktionverwischenden sprachlichen Vorführung von Unverständlichkeit performativ (s. S. 82, 148, 259, 267, 294f. u. 324). Das ist treffend, auch augenöffnend, muß sich aber der in der heutigen westlichen Theoriedebatte allmählich eingetretenen Performativitätserschöpfung erwehren. Ausgehend von Schlegels Prämisse von der Relativität aller Unverständlichkeit, verfolgt Schumacher „in Auseinandersetzungen um den Vorwurf der Unverständlichkeit Argumen-tationsmuster, Topoi und Metaphern (...), die die verschiedensten Kontroversen als Variationen einer wiederkehrenden Konstellation erfahrbar werden lassen“ (S. 11).

Doch bevor er seine Lokalmatadoren (Hamann, Friedrich Schlegel, Derrida und Paul de Man) in immer dergleichen Arena die immergleichen Kunstgriffe vollbringen läßt, rekonstruiert er die Deutungskonventionen, gegen die jene sich absetzen. Der aktuelle institutions- und diskurskritische Einstieg dafür ist eine Sammlung von Initiationserlebnissen, mit deren meist anekdotischer Erzählung Literaturwissenschaftler begründeten, wie sie auf ihr Fach verfallen sind, der diskurshistorische ein konziser Abriss der Behandlung (und Rationalisierung, Eskamottierung) der Unverständlichkeit in der Rhetorik und Hermeneutik zumal des 18. Jahrhunderts. Das traditionelle, dann spezifisch aufklärerisch vereindeutigte Gebot, *obscuritas* zu vermeiden oder jedenfalls aufzulösen, gipfelt (und kompliziert sich) bei Schleiermacher, der sich mit der Formel von der Unendlichkeit (Unabschließbarkeit) des Verstehens der Schlegelschen, mit der Forderung nach vollkommenem Verstehen der Position der Schlegelverächter nähert.

Die dritte Front, von der sich Schumacher im Eröffnungskapitel abstößt, ist die der geschichtsphilosophisch-zeitdiagnostischen literarhistorischen Bestimmung von Unverständlichkeit als eines Spezifikums für die Literatur des 20. Jahrhunderts. Schumacher stellt solchen Periodisierungstendenzen einen widerzeitlichen, a-chronischen wie akuten, Begriff der Moderne entgegen. Unter Berufung auf Baudelaire und den antihistoristischen Nietzsche setzt er als modern die Errungenschaft (jedenfalls Erkenntnis) der Indifferenz von linearhistorischer Entwicklung an und präferiert an Texten wie bei seinem Blick auf Texte Figuren der Paradoxierung von *post-hoc-ergo-propter-hoc*-Beziehungen. In den Blick geraten so „durchaus wiedererkennbare, kontextunabhängige Muster“ (S. 81; differenzierter: S. 78), Debatten, deren avancierteste Teilnehmer Unverständlichkeit „als eine

semantisch je verschieden aufgeladene Variable“ darstellen, „über die vorgegebene Begriffe und Oppositionen ebenso wie bestimmte Formulierungen und einzelne Wörter bearbeitet, entstellt und ironisiert werden.“ (S. 82). Daß in den Texten der genannten vier „Klassiker“ (S. 83 – eine leicht Nestroysche Verwendung dieses Attributs) Literatur nicht ausgegrenzt werde, da sie ihre Aporien und Paradoxien „durch literarische Verwendung von Sprache“ (S. 83) erzielen, ist eine Wendung, die das hier vorgesezte Reflexionsniveau fast schon wieder unterschreitet, betont Schumacher doch immer wieder, daß Hamann und Schlegel, Derrida und de Man lediglich etwas zum Thema wie zum bewußten Stilisierungsprinzip machen, was aller Sprache (auch der sozusagen unliterarischen) qua Sprachlichkeit eigne. Ebenso arbiträr ist der chronologische Aufbau der nachfolgenden Kapitel, denn er suggeriert, was es Schumacher und seinen Autoren (wie er sie versteht) zufolge eben nicht gibt: sichere, Schritt für Schritt fortschreitende geschichtliche Entwicklung.

Erster Probierstein einer an der Unverständlichkeit versagenden Literaturwissenschaft ist bei Schumacher also der je seit je als dunkel verschrieene Hamann. Die verstörende, aufmerksamkeitsbindende und noch ihre Widersacher obsedierende Kraft seiner Sprache verfolgt Schumacher an der Wandlung und Wiederkehr von Metaphern ihrer Selbstbeschreibung. Daß Hamanns Satzfolge ein Archipel, ihr Bild und Ausdruck der von Wolken ist, sagten dessen Sätze von sich selbst, und ihre Verächter ratifizierten diese Behauptung durch Wiederholung. Gerade dieses Echophänomen sei wiederum schon in Hamanns eigenen Texten vorgebildet, welche die Argumente der Hamann-Opponenten durch intrikate Zitationen buchstäblich vorführten und so dadurch die Grenze zwischen Text und Kommentar, eigener und fremder Rede, Haupttext und Annotationen beständig und nachhaltig verwischten – oder vielmehr offen hielten. Präventiv und replizierend zugleich verleidet Hamann seinen Kritikern das Geschäft – nämlich „indem er die Unterscheidung zwischen literal und figural, eigentlich und uneigentlich in seiner Schreibpraxis ebenso in Frage stellt wie die von Verständlich- und Unverständlichkeit“ (S. 144; vgl. S. 138). Die Wolkenmetaphorik nutzt Schumacher, Hamanns Stil sowohl mit der Emanzipation der Erhabenheitsästhetik zu vermitteln wie mit seinem Anspruch, das Genre Aristo-phanisch-Sokratischer Befragung zu modernisieren. Daraus ergibt sich ein paradoxes, anti-systematisches, fragmentarisches, ein als Ereignis und Experiment angezetteltes Schreiben, das so etwas wie eine demütige Provokation zu intendieren scheint: Delegation der Wahrheit an die ausstehende Offenbarung des (christlichen) Gotts.

Das zentrale und längste Kapitel des Buches widmet Schumacher dem Schlegel der *Athenäums*-Periode. Strategisch, strukturell wie semiologisch scheint Schlegel zumal in *Über die Unverständlichkeit* das Gleiche zu tun wie der Hamann der *Wolken*. Seine „Verdichtungs- und Verschiebungsverfahren produzieren (...) ein Nebeneinander der verschiedenen Lesarten, die eine klare Trennung von Metaphern und Metonymie ebenso verhindern wie die von buchstäblicher und figuraler Lektüre, von Buchstabe und Geist, von Medium und Wert.“ (S. 205). Entschiedener als bei Hamann betont der Autor indessen diesmal, daß Schlegels Schrift Revolution nicht als welthistorische (wie die von 1789), sondern als „Revolution des Lesens und Verstehens, als Revolution der poetischen Sprache“ faßt (S. 192). Womit Schumacher nicht so sehr auf das Buch Julia Kristevas hinaus will denn auf Paul de Mans Begriff der Unentscheidbarkeit und Unlesbarkeit, die er in Schlegels Unverständlichkeit vorgebildet findet (s. S. 217, 224 u. 332-335), wie auf den Derridaschen der *différance* (s. S. 226, 247, 259 u. 261; zur Unlesbarkeitsfigur bei Derrida s. auch S. 277, 290, 293 u. 333f.).

Die Implikationen und Kontexte des Terminus Unverständlichkeit erschließt Schumacher über den von Schlegel paradox gewendeten, vielmehr in seiner Paradoxie erkannten und restituierten Begriff der Mitteilung – immer im Blick auf die bekannte zentrale Formel von der „Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung“³ (s. S. 167 u. 248) sowie über die literaturpolitischen Kontroversen, die das *Athenäum* von Anfang an umgaben. Daß sich hierbei zumal Friedrich Nicolai und die Seinen als berechenbare Opponenten aller intellektuell-literarischen Komplikationen der popularaufklärerischen Muster erwiesen und an die Brüder Schlegel die gleiche Stilkritik adressieren, die sie auch gegen Kant wandten, verwundert nicht. Jedenfalls erhält diese Darstellung durch solche Rekapitulation ein anschauliches und auch aufschlußreiches Unterfutter. Schlegels Kontroverse mit seinen Gegnern gipfelte bekanntlich in *Über die Unverständlichkeit*, und dieser Text wird daher von Schumacher minutiös de-rekonstruiert. Schumacher verfolgt die Zitationstechnik, mit der Schlegel seinen Essay erstellt, erläutert dessen Bezugnahmen auf die Spätaufklärer Bergk, Jensch, Garve und Nicolai, den Lyriker und Romancier Goethe, den Chemiker Girtanner (eine Spur, der freilich schon Ralf Schnell nachgegangen war) und auf die Arbitrarität

³ *Kritische Friedrich Schlegel Ausgabe*, hgg. Ernst Behler u. a. Paderborn: Schöningh, u. Zürich: Thomas-Verlag, 1958ff., hier Bd. II, S. 368 (fortan zitiert als: KA).

des Geldwerts in der ökonomischen Theorie Adam Smith'. Hierin liegt viel Subtilität, Witz und Einsicht, vielleicht mit einem leichten Hang zur Menetekel-Philologie. Schumacher zufolge geht Schlegels Argumentation in seiner Art des Meinens auf, in seiner Arbeit an, in und mit Sprache, die auf oszillierenden Wechselbewegungen der Worte setzt, vielmehr ihnen ihren Lauf lassen will: „Schlegels Verdichtungs- und Verschiebungsverfahren produzieren (...) ein Nebeneinander von verschiedenen Lesarten, die eine klare Trennung von Metapher und Metonymie ebenso verhindern wie die von buchstäblicher und figuraler Lektüre, von Buchstabe und Geist, von Medium und Wert.“ (S. 205; vgl. S. 214 u. 217). Das ist gut gebrüllt, auch wenn es, als derselbe Löwe Hamann verschlang, ähnlich geklungen hatte.

Von der subtilen Nachzeichnung der Faktur kommt Schumacher auf die Ironieauffassung von *Über die Unverständlichkeit*. Ebenso erwartbar wie glänzend erweist er diese Arbeit als Meisterstück einer Ironie, deren Theorie der Essay in Form seiner impliziten Poetik vertritt. Erhellend führt Schumacher vor, wie Schlegels Text die Unentscheidbarkeit der Ironiefrage zum Darstellungsprinzip und dadurch die Fichtesche Figur des Schwebens (der Reflexion, der Einbildungskraft) zu einer sprachlichen macht (s. S. 220ff.). Der Geist aber, der für Schumacher über den Wassern des Schlegelschen Textes schwebt, deren ständiges Wogen, Rauschen, Verwischen jeglicher Grenze auslöst, ist die Ironie. Sie „verstellt die Möglichkeit, zwischen Verständlichkeit und Unverständlichkeit zu unterscheiden“ (S. 225). Auf dem ungestümen Weltmeer von *Über die Unverständlichkeit* bleibt der Leser ohne sicheren Standort (s. S. 226) und daher unfähig, Objekt-von Metasprache (s. S. 227; vgl. S. 315), Gestaltung von Theorie sauber zu scheiden, weil beide Strömungen unentmischbar ineinanderfließen: Schlegel spricht über Ironie, indem er ironisch spricht.

Von hier aus restituiert Schumachers Typus und Theorie der Schlegelschen Lektürepraxis als diejenigen einer Ästhetik, in der das augenblickshaft formal Aufscheinende (der und das Moment der Epiphanie elementarer Formen) an die Stelle der systematischen Erschließung mittels feststehender Definitionen tritt. „[S]innliches und wahrnehmungsorientiertes Verstehen“ (S. 231) – nämlich des Unverständlichen in seiner Unverständlichkeit – findet ihr Modell in den lautlich-(a)logischen Analoga Witz und Blitz. Beide konstituieren das Verstandene (nur und erst) im Akt des Verstehens, setzen dabei die Willkür und das Ephemere dieses Vorgangs ins Licht. Verstetigt findet dieser sich einzig durch das paradoxe Gebot einer ständigen Wiederholung solcher Einsichtsverfahren. Schumacher nennt das eine

„Koppelung von Unterbrechung und Kontinuität, Plötzlichkeit und Dauer“ (S. 237) und denkt hier offensichtlich von Karlheinz Bohrer Plötzlichkeits-Ästhetik her. Schumacher entdeckt darin eine Schlüssel-form für Schlegels Darstellung der Ironie als einer permanenten Parekbase. Er findet diese rhetorisch-mimische Figur im Wortfeld des Bruchs, das sowohl die Rede vom Anbruch einer neuen Zeit wie die vom plötzlichen Auf- und Abbruch, sowohl die Form der fragmentarischen Präsentation wie die Idee einer Ruptur umfaßt, einer Ruptur, die den Kritiker nicht nur mit dem konventionelle Denken zu brechen nötigt, sondern dazu, auch sich selbst – qua Gedanken-Stil-Bruch – ins Wort zu fallen. Schlegels Sprechen hält demnach die Mitte zwischen Prophetie und Unverständlichkeit, Pathos und Ironie (s. S. 243). Der autodeiktische Gestus, mit dem Schlegel das Verstehen des Verstehens und die Ironie der Ironie thematisiert, läßt sich als Versetzung von Fichtes Programm des sich selbst denkenden Denkens auffassen, mit der bezeichnenden (durch Benjamins Dissertation vertrauten) Differenz, daß das, was bei Fichte die Reflexion leistete, hier von der Selbstbezüglichkeit der Kunst-Sprache übernommen wird.

In einer öffnenden Wendung fokussiert Schumacher schließlich auf den epilogischen Charakter der Schlegelschen Schrift, die eben auch den Abschied vom 18. Jahrhundert, vom *Athenäums*-Projekt und von Schlegels Fragment-Publizieren markiert. Schumacher entdeckt hier einen Umschlag des fragmentarischen Denkens in ein Konzept von Totalität (s. S. 249), läßt allerdings undiskutiert, daß Eberhard Ostermann eben diese Grundierung der frühromantischen Fragmentästhetik herausgearbeitet hat.⁴ Dabei zeige sich ein Abstand des späteren Schlegel sowohl zum Schlegel der *Athenäums*-Periode wie zu Hamann. Schumacher skizziert diese Entwicklung am Wandel von Schlegels Ironiebegriff, bescheinigt seinem Autor aber eine geradezu expressiv-mimetische Zurückhaltung bei diesen Revisionen, die bei der letzten von Schlegel geschriebenen Zeile im Selbsteinspruch verharren, ja abbrechen: „Das ganz vollendete und vollkommene Verstehen selbst aber“.⁵ Fragment, hatte Adorno notiert, ist der Eingriff des Todes ins Werk.⁶

⁴ Eberhard Ostermann: *Das Fragment. Geschichte einer ästhetischen Idee*. München: Fink, 1991; ders.: „Der Begriff des Fragments als Leitmetapher der ästhetischen Moderne“, in: *Athenäum. Jahrbuch für Romantik* 1 (1991), S. 189-205.

⁵ KA X, S. 534.

⁶ Theodor W. Adorno: *Ästhetische Theorie*, hg. Rolf Tiedemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 13. Augl, 1995 (= stw, 2), S. 537.

Im Schlußkapitel kommt Schumacher auf die dekonstruktiven Anti-Hermeneutiken de Mans und Derridas. Schon bei Nietzsche allerdings, der hierbei als Zwischenstation fungiert, konstatiert er eine Rekurrenz nicht nur der gegen seine Klassiker gerichteten Unverständlichkeitsvorwürfe, sondern auch ihrer Abwehr und Prävention: „es wiederholen sich auch Entwürfe einer Transformation des Verstehens, in denen Unverständlichkeit als Aufschub und Infragestellung von Verständlichkeit inszeniert wird.“ (S. 261). Man könnte hier fragen, ob nicht in der Insistenz von Schumachers Darstellung zugleich eine Schwäche liegt. Einerseits im Sinne von Georges Braques: „Les preuves fatiguent la vérité.“ Andererseits im Repetitionshabitus, mit dem Metaphysikkritik sich aneignet, was sie an Wahrheitsgläubigkeit und Metaphysik verwirft: Konstanz. Schumacher ist sich dieses Dilemmas durchaus bewußt (s. S. 332f.). Er könnte hierauf antworten, daß die Flexibilität der Figuren und Termini, mit der seine Autoren sowohl zueinander auf Distanz gehen absetzen wie sich im Kontext ihrer eigenen Schriften Spielräume schaffen („Mehrere Namen sind einer Idee vorteilhaft“), und der aktuell-performative Auftrittsmodus ihres Sprechens dieser Gefahr begegnen. Vielleicht bleibt dennoch der performative Widerspruch einer antikonventionellen, antidogmatischen Repetition. Zudem ließe sich mit einem Wort von Blumenberg eine Paratheorie fordern, die zu erklären vermöchte, warum das, was schon Hamann vorgeführt hat, weiterhin und noch für die Zeitgenossen von de Man und Derrida uneinsichtig und unvertraut geblieben ist.

Anhand einiger Schriften Derridas führt Schumacher allerdings vor, wie der französische Philosoph gerade den Wiederholungscharakter der theoriepolitischen Oppositionsbildungen durch Figuren der überschreibenden, entstellenden Repetition zu einer für sich (und ihn) sprechenden Figur zu machen strebt, weil eben im Zug der Repetitionen die Dichotomien des *common sense* kollabierten. Die Sympathie, mit der Schumacher in Nietzsches Unzeitgemäßheit die Signatur der Schlegelschen Unverständlichkeit, in Derridas Dekonstruktionsverfahren die frühromantische Technik der kritischen Fragmentierung wiederfindet, kontrastiert allerdings mit dem mißmutigen Blick auf die „häufig verblüffend unoriginellen Wiederholungen“ (S. 277), die er in den Angriffen auf die Dekonstruktion entdeckt. Daß Schumacher hier Partei (und nicht mehr als zwei Lager hier im Feld stehen zu können glaubt), nimmt, raubt seiner Rekapitulation dieser Kontroverse die Spannung. Muß, wer die Rede von den Diskursstrategien verinnerlicht hat (s. S. 311), den Anderen unterstellen, sie betrieben eine Kampagne (s. S. 279); und kann das von dieser Position aus ein Vor-

wurf sein? Schumacher verrennt sich gelegentlich in Insinuationen. „Selbst wenn man Frank derartige Assoziationen nicht unterstellen möchte, ...“ (S. 282), spekuliert er, aber erstens können Assoziationen nicht falsch sein, und zweitens ist mit Nietzsche zu fragen, wer es ist, der hier spricht. Wer befindet kraft welcher Autorität, daß mit einem bestimmten Aufsatz „so gut wie nichts gegen Derrida und die Dekonstruktion gesagt ist“ (S. 292)? Der Gestus solcher Sätze ist: *Dixi*. Sie provozieren die Rückfrage: *Cur?* Warum und wie ist das, was Derrida macht, „neu und revolutionär“ (S. 293), wenn er mit seinen Widersachern doch „beinahe so“ verfährt, „wie Hamann es mit seinen Kritikern getan hat“ (S. 297)?

Beruhigend und beunruhigend zugleich wirkte da (auf mich), daß Schumacher einmal doch von Derrida abrückt und ihm vorhält, nicht auf der Höhe seiner eigenen (der Derridaschen) Theorie und Präskription ironischer Sprache geblieben, sondern der Humorlosigkeit nahe gekommen zu sein (s. S. 309-311). Endlich, wenn auch nur als Monitum einer Selbstunterbietung, ergibt sich hier ein „Abstand, der Derrida in dieser Hinsicht von Hamann und Schlegel trennt“ (S. 310). Wie andere deutsche Literaturtheoretiker insistiert Schumacher darauf, daß Derridas Dekonstruktion in den sprachphilosophischen und poetologischen Positionen der deutschen Frühromantiker ein von ihm etwas verkanntes Vorbild habe oder hätte finden sollen (s. S. 320f.). So hätte er etwa die – der französischen Sprache, Literatur und Theorietradition zugehörnde – Figur der *mise en abîme* schon vorgezeichnet sehen können in Schlegels Befund, seine (Schlegels) Texte stürzten die harmonisch Platten durch Selbstparodie in Selbstzweifel „bis sie schwindlicht werden“.⁷ Schlegel, so Schumacher, „delegiert den Schwindel (...) an de Man und Derrida und deren Kommentatoren, die wiederum bereits in Schlegels Text vorausgesetzt und adressiert werden“ (S. 322). Manchen Leser mag hier bänglich die Frage überfallen, ob jetzt prästabilisierte Harmonie ausbrechen soll. Rekonstruierte Terminierung *ex eventu*, emphatische, ob aller Warnung der Gruppenpsychologie unbekümmerte Delegation, unironisches prophetisches Reden, Zielbestimmung und Deutung des zu interpretierenden Textes, als wäre er eigens dem heutigen de Man- und Derrida-Kommentator gesagt – diese Figuren hätte Schumacher den anderen Hermeneuten und Hermeneutikern vielleicht nicht durchgehen lassen.

Auf den letzten Seiten kehrt Schumacher in den Pol seiner Stärke zurück und restituiert de Mans Aufsatz zu Schlegels Ironie, ein Text,

⁷ KA II, S. 160.

der sich hier unschwer als Musterinterpretation des Mustertextes *Über die Unverständlichkeit* zu erkennen gibt.⁸ Dabei problematisiert Schumacher noch einmal, nun mit de Man, das Moment der Argumentationswiederholung, indem er Ironie als Instigator und Agenten einer „repetition of (...) aberration“ versteht, jener Abweichung und Verschiebung, die de Mans Rhetorik zufolge von dem ganzen „topological system“ geleistet wird (zit. n. S. 324). Entsprechend scheint hier auch Derrida der Schlegelschen Ironie dort am nächsten, wo er seine Verwandtschaft seines Denkens mit dem Lektürevorgang de Mans bekundet. Schumacher weist das am Begriff eines (von de Man affirmierten) Versprechens nach, der sowohl den irreduziblen Aufschub impliziert wie auch den von Freud dargelegten lapsus-Charakter aller Ver-handlungen, und so auf die unauflösliche Verschränkung der performativen und konstativen Dimensionen von Sprache verweist.⁹ Ironie wird so zum Grundelement aller Sprache, da beide auf etwas hinauszuwollen scheinen, was sie zugleich im Medium und Moment seiner Bekundung verlenken und unzugänglich machen. Als de Mans letztes Wort zur Ironie kann deshalb sein Vorschlag gelten, man möge bei der Beschreibung seines Vorgehens den Terminus „irony“ durch „reading“ ersetzen (s. S. 329). Die Proliferation, Interferenz, Irritation und wechselseitige Auslöschung von Bedeutung, die de Man in Schlegels Einsicht in die Unkontrollierbarkeit von Ironie dargestellt fand, wird zum Prinzip wie Resultat eines Lektüremodus, der das Lesen anderer mitlesen will, dabei der Unabschließbarkeit des Lesens und Verstehens innewird. Indem Schumacher hier Schlegels Projekt eines künstlichen Lesens wiederentdeckt (s. S. 331), schließt sich der Kreis, der de Mans und Derridas Unlesbarkeit und Unentscheidbarkeit als Transformationen (s. S. 337) von Schlegels erweist (s. S. 330-337). Er soll kein hermeneutischer Zirkel sein. Jedenfalls hat Schumacher ihn einsichts- und kenntnisreich, kraftvoll, elegant und meistens auch präzise nachgezeichnet.

Einwände? Wem sich Geschichte erklärtermaßen zur Variation „wiedererkennbare[r] kontextunabhängige[r] Muster“ (S. 81) zusammenzieht, wird für annalistischen Zuweisungen wenig Sinn und Aufmerksamkeit erübrigen. So „erfährt“ denn „die Bevorzugung der Verständlichkeit“ eine „entscheidende Verschärfung und Verallgemei-

⁸ Paul de Man: „The Concept of Irony“, in ders.: *Aesthetic Ideology*, hg. Andrzej Warminski. Minneapolis u. London: University of Minnesota Press, 2. Aufl. 1997, S. 163-184.

⁹ Siehe hierzu auch J. Hillis Miller: *Topographies*. Stanford/California: Stanford UP, 1995.

nerung (...) Ende des 17. Jahrhunderts durch René Descartes.“ (S. 31f.). Ein naiver Leser mag dazu bemerken, daß hier von Descartes' posthumer Wirkung die Rede sein muß, denn dessen schulbildende Schriften waren um 1640 erschienen und 1650 ist Descartes gestorben. Auch die Vermutung, Hamanns *Metakritik über den Purismus der Vernunft* könne als Vorbild für Schlegels *Über die Unverständlichkeit* gedient haben (s. S. 166), steht auf unsicheren Beinen. Mit Ausnahme einer summarisch-flüchtigen Erwähnung im IV. Heft der *Philosophischen Lehrjahre* (1798/99)¹⁰ datieren die expliziten Verweise Schlegels auf Hamann vom Anfang der 1810er Jahre¹¹, und die ausdrücklichen Würdigungen Hamanns in der *Geschichte der alten und neuen Literatur* stehen nicht in deren Erstauflage von 1812, sondern verdanken sich erst ihrer 1822 erschienenen Überarbeitung.¹²

Die Mimesis des Autors an seine Klassiker läßt ihn zwar nicht deren Unverständlichkeiten übersehen, aber vielleicht manchmal ihre Beschränktheiten. Ob Hamann, als er seinen Kritiker Mendelssohn an die wahre Bibelauslegung Paulinischer Provenienz mahnte, von der dogmatischen und religionshistorischen Traditionslast des christlichen Antijudaismus so frei war, daß diese Frage hier erst gar nicht in den Blick kommen muß (s. S. 143), wäre näheren Hinsehens wert gewesen. Im Sinne der Schlegelschen Maxime von der Unkritisierbarkeit des Schlechten folgert Schumacher, Schlegel haben die ihm widrigen Personen öffentlich weder angegriffen noch diskreditiert, sondern lediglich durch Nichterwähnung attackiert (s. S. 182). Kotzebue (es sei), aber auch Wieland werden das anders gelesen haben.¹³

Als Ton, in dem er die Kontroversen über die Schriften und Schreibverfahren Hamanns, Schlegels, Derridas und de Mans rekapituliert, wählt Schumacher häufig, durchaus Schlegelisch, den der erhabenen Frechheit. Daß dabei tonangebende Literaturwissenschaftler der Fünfziger und Sechziger Jahre (Emil Staiger, Hugo Friedrich,

¹⁰ Siehe KA XVIII, S. 198, IV. Heft, Nr. 16.

¹¹ Siehe KA VIII, S. 459-461: „Der Philosoph Hamann“, vermutlich 1812 geschrieben, erschienen 1813; KA XVII, 287, XX. Heft, Nr. 56 (1811), S. 359, XXI. Heft, Nr. 198 (1812). Wenn Schlegel später (1823) schreibt, daß „die prophetischen Sprüche“ Hamanns „erst (...) ein halbes Jahrhundert nachher anfangen erkannt und verstanden zu werden“ (KA XVII, S. 487, XXIII. Heft, Nr. 112), scheint er sich in dieses Urteil einzubeziehen.

¹² Siehe KA VI, S. 378 u. 387.

¹³ Siehe KA II, S. 174 [Nr. 59], 242 [Nr. 405], 210 [Nr. 260]. Freilich werden alle drei *Athenäums*-Fragmente August Wilhelm Schlegel geschrieben; angesichts der einschneidenden Redaktionstätigkeit seines Bruders Friedrich läßt sich dieser aber wohl als deren Koautor aufstellen.

René Wellek) Schelte beziehen, läßt sich als Verweis auf die Geschichtlichkeit ihrer Verdienste verstehen. Konservativ in vieler Hinsicht schon zu ihrer Zeit, gingen sie mit der dekonstruktiven Avantgarde der letzten Jahrzehnte nicht mit. Auch für die hier referierten Argumente von Hans Blumenberg, Isaiah Berlin, George Steiner, Jonathan Culler, Manfred Frank und Klaus Reichert hat Schumacher wenig Sinn – und da entgeht ihm etwas, und zwar gerade deshalb, weil er nicht verstehen mag, daß ihm da etwas entgeht.

Im Kontext der zeitgenössischen Debatte um die *Lucinde* lassen sich für Schleiermachers Widmung an die Unverständigen mindestens drei Adressaten ermitteln. In erster Linie richtete sie sich natürlich an die, die durch ihr Unverständnis gegenüber diesem Roman nur „ihren eigenen Unverstand“¹⁴ an den Tag legen. Sodann wandte sie an sich selbst, den *Lucinde*-Leser Schleiermacher, und schließlich auch an den Autor dieses Romans. Im Sommer 1799 dreht sich der Briefwechsel zwischen Schlegel und Schleiermacher ebenso obsessiv wie mißvergnügt um die Frage ihres möglichen oder unmöglichen, zumutbaren oder verletzten gegenseitigen Mißverstehens und der Störung, ja Zerstörung, die ihre Freundschaft durch es erleiden könnte.¹⁵ Die neuerrungene Freiheit der Deutung, ihre Emanzipation von der Autorität des Autors und seiner erklärten oder geglaubten Intention äußert sich hier als unstillbarer Konflikt der Interpretationen.

Anfang Juli kündigt Schlegel dem Theologen wo nicht die Freundschaft, so doch das Gespräch auf, und zwar wegen der Differenzen ihres Verständnisses von Verstehen: „es könnte Dich veranlassen, wenigstens ein einzigesmal eine Ausnahme von Deiner Exegese zu machen, und <es> allenfalls, wenn es Dein Verstand zuläßt, als Hypothese zu denken, daß Du mich vielleicht von Anfang bis zu Ende durchaus nicht verstanden hättest. Und so bleibe wenigstens die Hoffnung, daß wir uns in künftigen Zeiten einmal <verstehen> lernten.“¹⁶ Und fast am selben Tag hatte Schleiermacher über Schlegel geklagt: „sein gänzlichliches Nichtverstehen unseres Verhältnisses geht aus meh-

¹⁴ Schleiermacher: Rezension von Friedrich Schlegel: *Lucinde*, in ders.: *Kritische Gesamtausgabe*, Abt. I, Bd. 3, S. 217-223, Zit. S. 220 (die Rezension erschien zuerst 1800).

¹⁵ Siehe etwa *Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen*. Bd. 3: *Schleiermacher's Briefwechsel mit Freunden bis zu seiner Uebersiedelung nach Halle, namentlich der mit Friedrich und August Wilhelm Schlegel*, hg. Ludwig Jonas u. Wilhelm Dilthey. Berlin: Georg Reimer, 1861, S. 124; F. Schlegel an Schleiermacher, undat. (eingeordnet zw. Briefe vom 23. 9. u. 11. 10. 1799); s. dazu Schumacher (Anm. 2) S. 230.

¹⁶ KA XXIV, S. 296, Friedrich Schlegel an Schleiermacher, Anfang Juli 1799.

rerer Stellen in der *Lucinde* klar hervor“.¹⁷ Dies ist der Weg von der *Lucinde* zu den *Vertrauten Briefen*. Schrift, die Schrift, Kunst, die Kunst (als Kunst-Kritik) hervorbringt – diese Figur meint eben auch Unverständnis, das Unverständnis provoziert, darin sein (verzerrtes) Echo und insofern auch seine grimmige Bestätigung findet. Schlegel und Schleiermacher teilten so viele Vorsätze, zumal den berühmten, einen Text besser zu verstehen, als ihn sein Autor verstanden haben mag. Doch wenn es darum ging, einander zu verstehen, konnten sie sich über die Prinzipien und Lizenzen ihrer Exegesen nicht einigen.

Schlegels *Über die Unverständlichkeit* läßt sich von da her auch lesen als die nicht ganz ungereizte Antwort auf die nicht ganz unzutreffende Kritik, die Schlegel in seinem eigenen, dem Kreis der Frühromantiker, erfahren hatte. Denn nicht nur hat Schleiermacher bei aller Anerkennung der *Lucinde* doch die strukturelle Ungebundenheit ihrer letzten Abschnitte beklagt, weil dadurch „jeder niedere Grad des Verstehens“ (dieses Romans) „gar sehr erschwert werde“¹⁸, sondern auch Novalis hat zu vielen der Schlegelschen *Athenäums*-Fragmente wiederholt nur dieses eine Wort notiert: „unverständlich“.¹⁹

Zu den Oppositionen, deren Gültigkeit Schumacher subvertiert, gehört damit auch diejenige, auf deren Fixierung er doch seine polemische Verve zu verwenden scheint: die zwischen den Naiven, die den Konstruktionscharakter aller Unverständlichkeit verkennen, und den Eingeweihten, die seit je schon darum gewußt und damit gespielt haben. Nichtverstehen und Nichtverstandenwerden sind nicht nur

¹⁷ Schleiermacher: *Kritische Gesamtausgabe*, hg. Hans-Joachim Birkner u. a. Abt. V: *Briefwechsel und biographische Dokumente*. Bd. 3: *Briefwechsel 1799-1800*. (Briefe 553-849), hg. Andreas Arndt u. Wolfgang Virmond. Berlin u. New York: de Gruyter, 1992, S. 134f.

¹⁸ Schleiermacher: Rezension zu Friedrich Schlegel: *Lucinde*, S. 222.

¹⁹ Siehe Novalis: *Schriften* (Anm. xx), hg. Richard Samuel u. a. Bd. 2: *Das philosophische Werk I*. Stuttgart usw.: Kohlhammer, 3. Aufl. 1981, S. 623f. Siehe hierzu Helmut Schanze: „Das romantische Fragment zwischen Chamfort und Friedrich Nietzsche“, in: *Über das Fragment/Du fragment*. Band IV der Kolloquien der Universitäten Orléans und Siegen/ Tome IV des colloques des universités Orléans et Siegen, hg. Arlette Camion u. a. Heidelberg: C. Winter, 1999, S. 30-37, bes. S. 35f. Was Schumacher statt dessen suggeriert: Daß Schlegels Aufsatz auf Hegels Kritik an der romantischen Ironie repliziere (s. Eckhard Schumacher: „Die Unverständlichkeit der Ironie“, in: Karl Heinz Bohrer [Hg.]: *Sprachen der Ironie – Sprachen des Ernstes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2000, S. 91-120, bes. S. 104), ist schwer nachzuvollziehen, da Hegels Attacken auf Schlegels Ironiebegriff erst gegen 1817 einsetzten, also fast zwei Jahrzehnte nach Erscheinen von *Über die Unverständlichkeit*.

Akte und Effekte, die jeder Mitteilung ebenso konstitutiv inhärieren, wie das Vergessen zum Erinnern gehört. Häufig wirken sie auch, zumal unter Philosophen, als Kränkungen und Verletzungen. *Diese* Ironie der Unverständlichkeit, die groteske Verzweiflung des Theoretikers, dessen Erkenntnisse am Ende private bleiben, hat vielleicht niemand so heiter gefaßt wie Heinrich Heine, der sie als „die komische Seite unserer Philosophen“ bezeichnete: „Sie klagen beständig über Nichtverstandenwerden. Als Hegel auf dem Totenbette lag, sagte er: ‚nur Einer hat mich verstanden,‘ aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: ‚und der hat mich auch nicht verstanden.‘“²⁰

²⁰ Heinrich Heine: *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* [1834], in 234, in ders.: *Säkularausgabe. Werke. Briefwechsel. Lebenszeugnisse*, hg. Nationale Forschungs- und Gedenkstätte der klassischen deutschen Literatur in Weimar u. Centre National de la Recherche Scientifique (Paris). Bd. 8: *Über Deutschland 1833-1836. Aufsätze über Kunst und Philosophie*, hg. Renate Francke. Berlin: Akademie-Verlag, und Paris: Éditions du CNRS, 1972, S. 125-230, Zit. S. 204.